



I. Zur Biographie: Person und Werk

1. Das Jahr 2014

Das Jahr 2014 markiert die hundertjährige Wiederkehr des Ersten Weltkrieges. Es erinnert aber auch an den 150. Geburtstag von Max Weber. Das zufällige Zusammenfallen dieser beiden Ereignisse ist besonders aufschlussreich. Denn es ist die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, die das wilhelminische Kaiserreich zerstört und damit die Gesellschaft zu Fall bringt, in deren Kontext Max Weber vornehmlich gelebt und gewirkt hat. Das wilhelminische Zeitalter bringt die deutsche Reichseinigung unter konservativ-autoritär-militärischem Vorzeichen zustande mit einem Kaiser, seinem Hof, dem Militär als ‚Staat im Staate‘ und einem genialen Reichskanzler Bismarck, der nach drei erfolgreichen Kriegen und der beherzten Reichseinheit unter preußischer Vorherrschaft seither seine charismatische Herrschaft bis zum Jahr 1890 ausdehnt. Während Bismarck dem beunruhigten Europa seine Vorstellung von einem saturierten Deutschen Reich durch seine ausbalancierende Bündnispolitik vermitteln kann, schaltet er in der Innenpolitik auf Konflikt, wie der Kulturmampf gegen die Katholiken und die Sozialistengesetzgebung gegen die Sozialdemokraten als angeblich ‚innere Reichsfeinde‘ zeigen. Nach außen stark, nach innen zerrissen, so stellt sich Bismarcks Erbe dar. Seit 1888 ist der neue Kaiser Wilhelm II. gewillt, das Steuer des Staatschiffes mit willigen konservativen Kanzlern selbst zu ergreifen, und die Zeit der Außenpolitischen Balance- und Bündnispolitik geht zu Ende.

Seither driften die Modernisierungskräfte in Gestalt von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik auf der einen Seite und die reaktionären Beharrungs kräfte in Gestalt von Kaiser, Adel und Militär auf der anderen Seite in der wilhelminischen Gesellschaft immer weiter auseinander. Größe und Elend des Kaiserreichs treten somit deutlicher hervor. Es geht um weitere Traditionalisierung und Feudalisierung oder Modernisierung und Industrialisierung im Kampf zwischen dem preußischen Adel und dem erstarkenden Bürgertum und der Arbeiterklasse. Ei-

nerseits ist Deutschland zu einer wirtschaftlichen Großmacht herangewachsen, die seine europäische Konkurrenz hinter sich gelassen hat und auf Augenhöhe mit der anderen jungen Nation in der Neuen Welt, den Vereinigten Staaten von Amerika, steht. Andererseits sucht dieses deutsche Kaiserreich politisch unsicher nach seiner Rolle in Europa und der Welt, träumt von einem ‚Platz an der Sonne‘, von Lebensraum und Vorherrschaft in Mitteleuropa und begibt sich durch den Dreibund mit Italien und dem seinem Untergang geweihten Habsburger Reich auf den absteigenden Ast der Geschichte.

Am Ende dieses Schlingerkurses steht der Beginn des Ersten Weltkrieges, die europäische Urkatastrophe, und die Kriegsniederlage wirft Deutschland auf den Status der politischen Bedeutungslosigkeit zurück. Die Revolution von 1918 und der Beginn der Weimarer Republik entsorgen zumindest den Traditionsbaukasten, denn der Kaiser Deutschlands ist nach Holland geflohen, und so geht die Herrschaft der Hohenzollern sang- und klanglos zu Ende.

Max Weber ist ein durch und durch politischer Mensch, der schon in seinem bürgerlichen Elternhaus mit der nationalliberalen Partei und ihren Repräsentanten Bekanntschaft macht. Er ist ein aufrechter Patriot, dem Größe und Schicksal Deutschlands zur obersten Richtschnur politischen Denkens werden. Seine politische Sozialisation wird geprägt durch die Erfahrung mit den beiden Haupt- und Reizfiguren der Geschichte des Kaiserreichs: auf der einen Seite der eiserne Kanzler mit seinen Vorzügen, aber auch seinen unbestreitbaren Schwächen; auf der anderen Seite der jugendlich-nervöse Kaiser, der Deutschland mit allen Mitteln einen ‚Platz an der Sonne‘ verschaffen will.

Soziologisch gesehen, entwickelt Weber ein agonales Verständnis von sozialer Wirklichkeit, in dem Konflikt und der ewige Kampf um Macht, Herrschaft und Einfluss in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen dominieren. Im Zentrum seines Ansatzes steht deshalb seine Herrschaftssoziologie, die die Formen und Konstellationen von Machtgefügen nebst ihren Rechtsformen und Verwaltungsapparaten in der Geschichte zu untersuchen erlaubt. Flan-

kiert werden Politik und Herrschaft durch Wirtschaft, Technik und Kapitalismus auf der einen Seite, Kultur, Religion und Wissenschaft auf der anderen Seite. Der Kapitalismus als Antriebsmotor der modernen Gesellschaft gilt Weber als »schicksalsvollste[] Macht des modernen Lebens« (RS I, 4) und avanciert zum Anathema seiner Soziologie. Religion, Wissenschaft und Kultur hingegen sind die Mächte, die dem sozialen Leben und der Lebensführung der Menschen erst Sinn und Bedeutung verleihen. »Was soll ich tun?« und »Wie soll ich leben?« – sind Fragen, die klassischerweise die Religion als zentrale Lebensführungsmacht vor allem vormoderner Gesellschaften zu beantworten hatte. Die neuzeitliche Wissenschaft leistet Hilfestellung für das soziale Leben und für die individuelle Lebensführung, weil sie durch wachsende Erkenntnis und Technik immer weitere Bereiche der Gesellschaft mit dem Prinzip der Berechenbarkeit beherrschen kann. So gesehen, werden Wirtschaft, Politik und Kultur in Antike, Mittelalter und Moderne je einzeln und in ihrem Zusammenspiel thematisch in Webers Werk und spannen einen weit gesteckten Forschungskosmos in seinen Arbeiten auf.

Gerade weil Weber als Kind seiner Zeit einerseits ein wilhelminischer Mensch ist, andererseits aber sein Interesse als moderner Mensch auf die Ambivalenzen, Widersprüche und Konflikte der Moderne richtet, steht er uns fern und ist uns fremd, um zugleich nah und vertraut zu erscheinen. Er wirkt fern und fremd, weil die genuinen Probleme und Spannungen des wilhelminischen Kaiserreichs heute allenfalls noch ein historisches Interesse zu wecken vermögen. Er wirkt überraschend nah und vertraut, wenn er, über den Tellerrand seiner wilhelminischen Zeit hinausblickend, die Eigenart und Einzigartigkeit der modernen Gesellschaft im Werden kongenial in Augenschein zu nehmen vermag.

Zur genaueren Bestimmung von Person und Werk in seinen jeweiligen kontextuellen Bezügen wenden wir uns zunächst der Biographie von Max Weber zu. In einem zweiten Schritt beleuchten wir dann genealogisch und systematisch Struktur und Entwicklung seines Werkes und suchen es in den zeitgeschichtlichen, kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen einzubetten. In einem dritten resümierenden Schritt nähern wir uns Größe und Unikalität von Max Weber. Diese Einführung soll ein erster Einstieg in und ein kleiner Führer durch die ungeheuer weite Forschungslandschaft von Max Weber sein.

2. Biographie der Person

Am 21. April 1864 wird Max Weber in Erfurt als erstes von acht Kindern in die großbürgerliche Familie von Max Weber sen. und Helene Fallenstein geboren. Sein Vater ist Jurist, stammt seinerseits aus dem Bielefelder Handelspatriziat, ist Magistrat in Erfurt, um dann 1869 Stadtrat in Berlin zu werden und eine Karriere in der Nationalliberalen Partei im Preußischen Abgeordnetenhaus zu beginnen. Max Weber sen. verkörpert den Typus eines bürgerlichen Politikers, pragmatisch, tagespolitisch orientiert, also das, was man mit Wolfgang Mommsen (1974a,b) als »selbstzufriedenen Honoratiorenliberalismus« bezeichnen könnte. Sein persönlicher Hedonismus und seine Lebenslust kollidieren immer wieder mit den pietistisch gefärbten Überzeugungen der Mutter. Denn Helene Fallenstein, deren Großvater Regierungsrat und später geheimer Finanzrat im Berliner Ministerium war, verfügt über eine hohe Bildung, durchaus untypisch für Frauen dieser Zeit, und setzt sich vor allem mit religiösen und sozialen Problemen auseinander. Ihr Engagement für die Armen führt zur Etablierung einer Armenverwaltung innerhalb der Charlottenburger Stadtverwaltung.

Max gilt als großes Sorgenkind, erkrankt mit vier Jahren an Meningitis, hat einen mächtigen Schädel, so dass man schon Angst vor einer Wasserkopfbildung hatte, und wird folglich von der Mutter überwacht und protektiv erzogen. Gleichzeitig macht Max schon früh sein Recht als Erstgeborener geltend und fühlt sich in der Rolle als Kronprinz, aber auch als Vermittler in Streitfällen zwischen Eltern und Kindern. Als Jugendlicher in Berlin gilt er als verschlossen, nimmt die Welt vorwiegend durch die Brille seiner Familie und Verwandtschaft wahr. Er gilt als emotional gehemmt, zumal er sich schwer tut, Gefühle zu zeigen. Intellektuell nimmt er eine rasante Entwicklung: Mit 13 Jahren hat er Schopenhauer, Spinoza, Kant gelesen, das Werk von Goethe heimlich unter der Schulbank. Mit 15 Jahren hat er sämtliche antike Klassiker verschlungen wie Homer, Herodot, Vergil, Lucius, Cicero und Sallust. Wie er selbst von sich meinte: »Ich bin intellektuell früh, in allem übrigen aber sehr spät reif geworden« (zit. nach Fügen 1985, 18).

Im Jahr 1882 legt er sein Abitur am Königlichen Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Charlottenburg ab und beginnt mit dem Studium der Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie, Theologie und Nationalökonomie. Zunächst verbringt er drei Semester in Hei-

delberg, 1883 absolviert er eine einjährige Militärzeit in Straßburg. Dort verbringt er viel Zeit in der Familie Baumgarten. Sein Onkel Hermann Baumgarten, ein alter 48er-Liberaler, wird zu einer Art Ersatzvater und Mentor für den politisch aufgeschlossenen Max. Danach studiert er 1883/84 zwei Semester Jura in Berlin, um dann noch ein Vorbereitungssemester in Götingen dranzuhängen.

Max Weber ist ein vielseitiger und fleißiger Student. Auf Wunsch seines Vaters schließt er sich der Burschenschaft Alemannia in Heidelberg an, stellt seine ›Satisfaktionsfähigkeit‹ auf dem Paukboden unter Beweis und frönt durchaus gern dem harten Renommiertrinken im burschenschaftlichen Kreis. 1886 macht er sein juristisches Staatsexamen, um dann auch aus pekuniären Gründen bis 1893, dem Jahr seiner Heirat, ins Elternhaus nach Berlin in die Charlottenburger Villa zurückzukehren. Er muss weitere sieben Jahre, in denen er bis zum dreißigsten Lebensjahr eine verlängerte ›Postadoleszenz‹, wie man das heute wohl nennen würde, unter dem Dach des patriarchalischen Vaters und der seelisch dominanten Mutter verbringen – fürwahr eine narzisstische Kränkung für den »Kronprinzen« und ältesten Sohn, der eine glänzende Universitätskarriere anzustreben sich anschickt.

1889 promoviert er bei Levin Goldschmidt über die *Entwicklung des Solidarhaftprinzips der offenen Handelsgesellschaften in den italienischen Städten*, 1891 folgt die Habilitation bei August Meitzen mit einer Arbeit über *Römische Agrargeschichte*.

In diesem Jahr kommt auch die junge Marianne Schnitger nach Berlin, die von Webers Mutter wie eine Tochter aufgenommen wird. Auch Max und Marianne kommen sich näher. Doch Weber muss zunächst ein Verlobungsversprechen aus seiner Straßburger Zeit mit Emmy Baumgarten lösen, bevor er an eine Heirat mit Marianne Schnitger denken kann. Sein Werbungsbrief an Marianne lautet wie folgt:

»Hoch geht die Sturmflut der Leidenschaften und es ist dunkel um uns, – komm mit mir, mein hochherziger Kamerad, aus dem stillen Hafen der Resignation, hinaus auf die hohe See, wo im Ringen der Seelen die Menschen wachsen und das Vergängliche von ihnen fällt. Aber *bedenke*: im Kopf und Busen des Seemanns muß es klar sein, wenn es unter ihm brandet. Keine phantasievolle Hingabe an unklare und mystische Seelenstimmungen dürfen wir in uns dulden. Denn wenn die Empfindung Dir hoch geht, mußt Du sie bändigen, um mit nüchternem Sinn Dich steuern zu können« (Weber 1989, 190).

So sah sein Heiratsantrag aus, der von Erfolg gekrönt war, denn die Hochzeit folgte am 20. September

1893 in Oerlinghausen. Das Ergebnis war eine Kameradschaftsese, die wohl sexuell niemals vollzogen wurde. Weber hatte Hemmungen, konnte sich nicht überwinden, und es sollte dauern, bis er die Erotik für sich entdeckte, dann aber nicht mit seiner Ehefrau.

»Max Weber und die Frauen«, ist ein besonderes Thema, wie Ingrid Gilcher-Holtey (1988) in ihrer Studie gezeigt hat. Es waren maßgeblich vier Frauen, die für Webers Entwicklung bedeutsam waren: (1) Seine Mutter Helene, die er als Heilige verehrt und geliebt sowie gegen die patriarchalische Anspruchshaltung des Vaters in Schutz genommen hat. (2) Seine Frau Marianne, mit der er eine lebenslange, unverbrüchliche Beziehung auf der Basis einer Gefährtenchaft einging. (3) Mina Tobler, eine Schweizer Pianistin und Klavierlehrerin in Heidelberg, zu der er sich erotisch-sinnlich seit 1907 hingezogen fühlt (vgl. Lepsius 2004). Sie ist es, die sein Interesse an moderner Musik, Malerei, Plastik und Literatur zu wecken versteht. Im Zuge dieser Kunstphase fertigt er seine Studie über *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* an. (4) Else Richthofen-Jaffé, die erste Studentin von Weber, die zunächst mit seinem jüngeren Bruder Alfred, ebenfalls einem bekannten Soziologen, liiert ist, dann den vermögenden Edgar Jaffé heiratet, mit der erotischen Bewegung von Otto Groß in Berührung kommt und mit dem Guru der freien Liebe ein Kind zeugt, worüber ihre Ehe mit Edgar Jaffé zerbricht (vgl. Green 1980). 1910 setzt wieder ihre freie Beziehung zu Alfred ein. Im Jahr 1917 hingegen beginnt sie ein erotisches Verhältnis mit Max, um dann nach dessen Tod schließlich doch mit Alfred den Lebensabend zu verbringen.

Im Kontext dieser Frauen durchlief Weber einen Sozialisations- und Lernprozess infolge dessen er, noch verheiratet mit Marianne, aber leidenschaftlich liiert mit Else, in der *Zwischenbetrachtung* seiner Religionssoziologie der Erotik den Status einer eigenständigen und mächtigen Lebenssphäre zuwies.

»Gerade darin: in der Unbegründbarkeit und Unausschöpfbarkeit des eigenen, durch kein Mittel kommunikablen, *darin* dem mystischen ›Haben‹ gleichartigen Erlebnisses, und nicht nur vermöge der Intensität seines Erlebens, sondern der unmittelbar besessenen Realität nach, weiß sich der Liebende in den jedem rationalen Bemühen ewig unzugänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags« (RS I, 560f.).

Am Ende seines Lebens wird Max Weber in Absprache mit den drei Frauen seines Lebens noch die

Widmungen der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* absprechen: Band I mit Protestantismus und Konfuzianismus ist seiner Frau Marianne gewidmet mit dem Zusatz »bis ins Pianissimo des höchsten Alters«; Band II über Hinduismus und Buddhismus ist Mina Tobler zugeeignet; Band III über das antike Judentum ist Else Jaffé-Richthofen zugeeignet.

Nach der Heirat mit Marianne 1893 beginnt Webers steiler beruflicher Aufstieg. Im gleichen Jahr, im Alter von 29 Jahren, wird er zunächst außerordentlicher Professor für Handels- und deutsches Recht an der Berliner Universität, um bereits 1894 einen Ruf als Ordinarius für Nationalökonomie in Freiburg zu erhalten. 1896 folgt er dem Ruf auf den renommier-ten Lehrstuhl von Karl Knies in Heidelberg. Alles läuft auf eine glänzende, in festen bildungsbürgerlichen Bahnen eingeschiente Karriere hinaus, wenn es nicht zum tödlichen Konflikt mit dem Vater gekommen wäre.

1897 besuchen Webers Eltern das junge Paar in Heidelberg. Zum ersten Mal traut sich der Sohn, dem Vater zu widersprechen. Stein des Anstoßes ist dessen autoritär-patriarchal-despotisches Verhalten, und Weber klagt ihn an, die persönliche Freiheit der Mutter zu beschneiden und ihren Seelenfrieden zu stören. Nach dem Disput wirft er den Vater hinaus, der allein nach Berlin zurückkehrt. Nach wenigen Wochen auf einer Reise nach Riga verstirbt Max Weber senior, ohne dass sich Vater und Sohn noch ausgesöhnt hätten. Diese Last erträgt Max Weber junior nicht, mit der Folge, dass er 1898 zusammenbricht. Die unheimliche Krankheit, eine schwere Nerven-krise, die ihn völlig lahmlegt, führt zum Rückzug aus der Universität. Zwischen 1900 und 1902 ist Weber kaum in Heidelberg. Vielmehr wechseln sich längere Aufenthalte in Sanatorien, Reisen und »stumpfes Brüten« ab. Die Genesung schreitet nur langsam voran, so dass Weber nicht mehr wissenschaftlich arbeiten kann. Angesichts seiner Krankheit ist er freigesetzt vom Beruf und führt ein unstetes Reise- und Wanderleben. 1903 scheidet er endgültig aus dem Heidelberger Amt aus und wird Honorarprofessor mit Lehrauftrag, aber ohne Promotionsrecht und auch ohne Mitspracherecht in seiner Fakultät.

Dieses »Schicksal« hatte bemerkenswerte Folgen. Max Weber, der große Kultur- und Sozialwissenschaftler und einer der größten Denker des 19. und 20. Jahrhunderts in einer Reihe mit Marx, Nietzsche, Freud und Einstein – wird Privatgelehrter und privatisiert. Aus heutiger Perspektive muss man diese Privatisierung als Glücksfall ansehen. Ohne diesen

Rückzug und die Chance zu großer Muße dürfte die Nachwelt wohl kaum dieses umfassende Werk besitzen. Weber hatte es trotz dieses Schicksalsschlags nicht schlecht getroffen in seiner Villa am Heidelberger Neckarufer mit Blick auf das Schloss, dem üppigen Erbe seiner Frau und damit die Chance zu zahlreichen Reisen in die Sonne, wann immer er den depressiven Wirkungen des deutschen Dunkelwetters entkommen musste: Krankheit als Flucht, Krankheit als Chance zu einem großen Werk, Krankheit als Lebensform. Freilich ist das die Sichtweise der Nachgeborenen. Für Weber selbst markierte diese Phase eine tiefen Zäsur in seinem Leben. Nach dem titanenhaften Aufstieg des Götterlieblings des wilhelminischen Wissenschaftssystems folgte der tiefe Absturz in Krankheit und Depression, von der er sich zwar erholen sollte, aber nie mehr genesen konnte. Von nun an befand er sich gleichsam am anderen Ufer, ist doch die Welt der Kranken wie durch eine Scheidewand von der Welt der Gesunden getrennt.

Das Jahr 1904 markiert den Wiedereintritt von Max Weber in den Kosmos der Wissenschaft und des Diskurses. Auf Einladung von Hugo Münsterberg reist er zu einem wissenschaftlichen Kongress im Rahmen der Weltausstellung nach St. Louis, Missouri, und hält seinen ersten akademischen Vortrag seit sechseinhalb Jahren über »Deutsche Agrarprobleme«. Tief beeindruckt von den USA als Modell moderner Gesellschaft (Kamphausen 2002; Müller 2012; Offe 2004; Scaff 2013), macht er fast die gleiche Rundreise wie Alexis de Tocqueville ein dreiviertel Jahrhundert vor ihm. Im gleichen Jahr übernimmt er mit Edgar Jaffé und Werner Sombart die Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* und publiziert dort auch gleich seinen berühmten *Objektivitätsaufsatz*, in dem er die methodologischen Grundlagen seiner Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft darlegt. 1904 erscheint auch seine berühmte *Protestantische Ethik*. Seine These einer Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und Kapitalismus sollte eine lange Kontroverse auslösen.

1909 gehört er zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und bezeichnet sich von da an auch endgültig als Soziologe. Im Frühjahr 1913 und 1914 reist er nach Ascona am Lago Maggiore, um am Monte Verità das Treiben von Anarchisten, Naturmenschen und Vegetariern zu beobachten, vor allem natürlich Otto Groß und Erich Mühsam. Er legt seine anfänglichen Ressentiments ab und beginnt die lebensreformerischen Bewegungen zu verstehen. Es scheint sich so etwas wie

eine Empathie zwischen dem Nervenpatienten und den alternativen Lebensweisen zivilisationsmüder Aussteiger anzubahnen.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 unterbricht er seine wissenschaftliche Arbeit, da er als Reserveoffizier zum Dienst in das Lazarett von Heidelberg eingezogen wird. Weber, der zunächst die allgemeine Kriegsbegeisterung mit den meisten Deutschen teilt, wird schon bald skeptisch, vor allem angesichts der rasch ausufernden Kriegszielforderungen der Ultrarechten ab 1916. Bis zum Kriegsende 1918 hofft er noch auf eine halbwegs faire Friedensregelung, die Kriegsniederlage trifft ihn dann tief. Wie Lord Keynes auf englischer Seite, nimmt Max Weber 1919 als Mitglied der deutschen Friedensdelegation an den Verhandlungen zum Versailler Vertrag teil. Und ähnlich wie Keynes, der die französische Intransigenz und den naiven amerikanischen Idealismus Wilsonscher Prägung in seinem Buch *The Economic Consequences of the Peace* (1919) aus demselben Jahr kritisiert, in dem er den Zweiten Weltkrieg nach diesem Knebelfrieden für die Deutschen quasi voraussagt, kehrt auch Weber sehr besorgt aus Versailles zurück. Er mischt sich aktiv in die Politik ein, wird Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, arbeitet an der Weimarer Reichsverfassung mit und tritt für die Parlamentarisierung in Deutschland unter Führung eines vom Volk gewählten Reichspräsidenten ein.

1918 kehrt er auch an die Universität zurück und nimmt probeweise einen Lehrstuhl für Nationalökonomie in Wien an, um dann 1919 als Nachfolger von Lujo Brentano nach München zu wechseln, auch und vor allem, um in der Nähe von Else Jaffé-Richterhofen sein zu können, die nach Wolfratshausen gezogen war. Den privaten Konflikt zwischen ehelicher Gefährtentreue und freier leidenschaftlicher Erotik muss er am Ende nicht mehr lösen. Die Wahl zwischen den beiden Frauen bleibt ihm erspart, denn er stirbt überraschend infolge einer zu spät behandelten Lungenentzündung am 14. Juni 1920 in München.

Dieser knappe Abriss vermag lediglich die Skizze eines Lebensbildes von Max Weber zu geben, die nur die wichtigsten Ereignisse und Stationen seines Lebens schildern, aber bei weitem nicht den Facettenreichtum seiner Persönlichkeit ausschöpfen kann. Lange Zeit war eine umfassende und erschöpfende Biographie zu Leben und Werk von Max Weber ein Desiderat. So sind wir immer noch auf das Werk seiner Ehefrau und intellektuellen Weggefährtin Marianne Weber (1989) angewiesen, die in *Max We-*

ber. Ein Lebensbild ein unvergessliches und großartiges Porträt ihres Mannes und des Gelehrten Weber in seiner Zeit gezeichnet hat. Guenther Roth (2001) hat *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950* nachgezeichnet, die den Kreis reicher deutsch-englischer Handelsfamilien, denen Max Weber entstammt, lebendig werden lässt. Vor kurzem hat Joachim Radkau (2005) ein breit angelegtes und ehrgeiziges Werk vorgelegt, um Max Webers *Leidenschaft des Denkens* auf fast 1000 Seiten nachzuvollziehen. Das Ergebnis ist ein profundes Lese- und Nachschlagewerk, aber keine Biographie aus einem Guss. Im Vorgriff auf seine große Biographie hat Dirk Kaesler (2011) seinen »kleinen Weber« vorgelegt, der zuverlässig über dessen Leben und Wirken informiert. Sie vermag wohl die kleine, aber feine Biographie Webers von Hans Norbert Fügen (1985) in der rororo-Reihe zu ersetzen. Es bleibt abzuwarten, ob die »große« Weber-Biographie von Kaesler, die 2014 erscheint, die vielen ungeklärten Fragen, die um Leben und Werk Max Webers ranken, beseitigen wird (vgl. Kaesler 2014). In seinem Buch *Max Weber in Amerika* hat jüngst Lawrence Scaff (2013) nicht nur ein gelungenes Porträt von Webers Amerikareise im Jahre 1904 geliefert, sondern auch die Rezeption von Weber in den USA rekonstruiert. Es zeigt, wie wichtig der Rückimport von Weber aus den USA nach Europa war, um seine Stellung als Klassiker zu bekräftigen. Jürgen Kaube (2014) hat eine fulminante Biographie vorgelegt, die geschickt Person und Werk verknüpft und den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontext klug ausleuchtet. Dieses flüssig geschriebene Porträt hat das Zeug, Max Weber auch wieder einem breiteren Publikum nahezubringen.

Versucht man, sich schließlich einen Reim auf die Person von Max Weber zu machen, so wird man unwillkürlich an Immanuel Kants (1983, 41) berühmten Ausspruch aus seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* von 1784 erinnert: »aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden«. Im Fall Webers fallen gerade die Antinomien seiner Persönlichkeit und seiner Existenz ins Auge, die diesen Menschen zeit seines Lebens fast zerrissen hätten.

So war Weber einerseits nüchtern, sachlich, asketisch und diszipliniert, und in diesem Teil seiner Persönlichkeit näherte er sich dem Gesamthabitus des Puritaners und seiner methodisch-rationalen Lebensführung an, wie er ihn in seiner *Protestantischen Ethik* beschrieben hat. Als Gelehrter verfocht

er vehement das Postulat der Wertfreiheit, plädierte für wissenschaftliche Redlichkeit und Rechtschaffenheit, denn der Wissenschaftler kennt nur einen Wert, den der Wahrheit. Alle kulturellen, politischen und ethischen Erwägungen oder gar Vorschriften der ‚politischen Korrektheit‘, wie sie Öffentlichkeit, Politik und Geistes- und Sozialwissenschaften heute durchziehen, wären ihm ein unerträgliches Gräuel gewesen. Mit dieser objektiven und unparteilichen Haltung, *sine ira et studio*, zeichnete ihn eine unglaublich zielsichere wissenschaftliche und politische Urteilskraft aus, die nicht nur für seine Mitmenschen, sondern auch heute noch einen Gutteil der Faszination von Max Weber ausmachen. Selbst da, wo Weber sich geirrt hat, irrte er noch überzeugend.

Andererseits wohnten, wie in Goethes berühmtem Drama des *Faust*, zwei Seelen in seiner Brust: eine enorme Leidenschaftlichkeit, wenn auch mit Unterdrückung und Hemmungen im Gefühlsausdruck verbunden, ‚kleine Laster‘, sei es sein Alkoholproblem, das ihm als Spätfolge seiner Existenz als Burschenschafter lange Jahre zu schaffen machte, sei es sein unbefangener Drogenkonsum, denn ähnlich wie Freud probierte Weber jede Droge aus, wenn sie ihm Linderung von seiner Krankheit zu verschaffen versprach. Schließlich kam auch noch seine spät entdeckte erotische Leidenschaft hinzu, die Verwicklungen auslöste, welche die Grundlage seiner bürgerlichen Lebensführung zu zerstören drohten. Ähnlich wie Goethe, der sich auch nochmals gehäutet und im fortgeschrittenen Alter seine erotische Erfüllung gefunden hatte, träumte auch Max Weber von mehr und anderem als der Gefährtehe, als er sich auf eine intime Beziehung mit Else Jaffé-Richthofen (vgl. Green 1980) einließ – einer in jeder Hinsicht lebens- und liebeserfahrenen Frau.

Diese Ambivalenz, die wir in Webers Persönlichkeitsstruktur ausmachen können, kehrt auch in der systematischen Ambivalenz seiner Beurteilung der westlichen Moderne wieder. Auf der einen Seite ist da der bürgerliche Berufs-, Karriere- und Erfolgsmensch, der sich zu einer methodisch-rationalen Lebensführung zu disziplinieren, fast möchte man sagen, zu vergewaltigen vermag. Das ist die eine Seite der Medaille – der Vorzeige-Weber, wie man ihm in hagiographischer Absicht bei vielen verehrungswilligen Interpreten, die auf den Spuren seiner Ehefrau Marianne wandeln, begegnen kann: Weber, der heroische Titan und »Mythos von Heidelberg«, wie er genannt wurde. Auf der anderen Seite ist da der Fluchtmensch, die Leidenschaft, die Sehnsucht

nach einer anderen Lebensform, nach Aus- und Aufbruch zu neuen Ufern, ein fast schon Bergsonischer »élan vital«, der das Vernunftgehäuse moderner Hörigkeit aufzusprengen suchte: Weber, der leidenschaftliche und zerrissene Mensch. Das ‚Faszinosum Weber‘, seine Größe und Ambivalenz, seine Kraft und seine Zerrissenheit, sein Genie und seine Dämonie, wird im Spiegel seiner Zeitgenossen deutlich (vgl. Ando 2003; Ay/Borchardt 2006; König/Winckelmann 1985). Daher führt sein Interesse für den Monte Veritá und die Lebensreformbewegung (Gebhardt 1994), seine Beschäftigung mit der Russischen Revolution und dem Anarchismus (vgl. Whimster 1999), seine Vorliebe für neue Formen der Kunst, überhaupt seine Beschäftigung mit Formen und Funktionen des Charismas, das die routinierte Erstarrung gesellschaftlichen Lebens aufzusprengen vermag.

Es ist dieser Kampf mit sich selbst, mit der Askese und der Leidenschaft, mit den ‚Forderungen des Tages‘ und dem Leiden, aber auch mit den gesellschaftlichen Wertsphären und Lebensordnungen, deren ‚Götter‘ an den modernen Menschen unvereinbare, ja widersprüchliche Anforderungen stellen, die sich nicht ohne weiteres im Sinne einer Synthese oder eines höheren Wertes im Rahmen einer komplexen Lebensführung versöhnen lassen, die seiner Person eine durchaus tragische Note verleihen. Dieser tragische Grundzug kehrt auch in seinem Werk wieder.

3. Biographie des Werkes

Die Geburt eines Klassikers?

Als Max Weber im Jahre 1920 plötzlich und unvermutet stirbt, ist die Bestürzung seiner Zeitgenossen denkbar groß und allgemein. Wie die zahlreichen Nachrufe (vgl. König/Winckelmann 1985) zeigen, wird vor allem der großen Person, dem großen Deutschen und der intellektuellen Lichtgestalt nachgetrauert. Von seinem Werk dagegen ist kaum die Rede. Natürlich kannte man die Debatte um die *Protestantische Ethik*; wirtschafts- und sozialpolitische Kreise hatten seine *Enquêtes zu den Land- und Industriearbeitern* verfolgt, ökonomisch interessierte Kreise seine Schriften über die *Börse* zur Kenntnis genommen. Aber dass Weber ein Werk vorgelegt hatte, das ihn zum Klassiker der Kultur- und Sozialwissenschaften machen sollte, blieb seinen Zeitgenossen erst einmal verborgen. Selbst Menschen, die ihm nahestanden und dann ihr eigenes wissenschaftliches Arbeiten unter den Stern dieses großen Mannes stellen sollten, waren ahnungslos. Karl Jaspers bemerkte in seiner Gedenkrede auf Max Weber vor Heidelberger Studenten im Jahre 1920 lapidar:

»Sieht man sein Werk an, wie es vorliegt, so findet man eine Fülle einzelner Arbeiten. Aber eigentlich sind alle *Fragmente*. [...] Es ist kaum je ein Buch von ihm erschienen, früher einmal die Römische Agrargeschichte, eine Broschüre über die Börse, in den letzten Jahren einige Vorträge als Hefte, sonst nichts. Alles andere steckt in Zeitschriften, Archiven, Zeitungen« (Jaspers 1988, 32f.).

Vor diesem Hintergrund fragt sich Jaspers zu Recht: »Ist es möglich, angesichts dieses fragmentarischen Charakters Max Weber als den geistigen Gipfel der Zeit zu empfinden?« Seine weiteren Ausführungen machen indes unmissverständlich klar, dass dies für ihn eine rein rhetorische Frage ist. Jaspers sieht in Weber einen Philosophen, der den Geist der Zeit in sich verkörpert. »Einen existentiellen Philosophen aber haben wir in Weber lebhaftig gesehen. Während andere Menschen wesentlich nur ihr persönliches Schicksal kennen, wirkte in seiner weiten Seele das Schicksal der Zeit. [...]. Der Makroanthropos unserer Welt stand in ihm gleichsam persönlich vor uns« (ebd., 36f.).

Am Beginn der Rezeption schlägt die große Persönlichkeit also das große Werk. Erst dank der Herausgebertätigkeit von Marianne Weber, Johannes Winckelmann und den heutigen Herausgebern der Gesamtausgabe Horst Baier, M. Rainer Lepsius,

Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann sowie neuerdings Gangolf Hübiner wurde nach und nach der Umfang des Werkes von Max Weber einer größeren wissenschaftlichen Öffentlichkeit im In- und Ausland bekannt. Allmählich trat die Person hinter das voluminöse Œuvre zurück, auch wenn die Neugier auf Leben und Leiden Max Webers bis zum heutigen Tage ungebrochen ist. Wir können die weit verzweigte Rezeption seines Werkes an dieser Stelle nicht nachzeichnen.

Als der junge amerikanische Soziologe Talcott Parsons in den 1920er Jahren für ein Jahr zum Studium nach Heidelberg kommt, trifft er noch auf seinen Bruder Alfred und macht zum ersten Mal Bekanntschaft mit den Arbeiten von Max Weber. An der London School of Economics, an der er zuvor studiert hatte, war dessen Name kein einziges Mal gefallen. Parsons macht es sich zu seiner Lebensaufgabe, das Werk Max Webers einem anglo-amerikanischen Publikum näherzubringen. Er übersetzt *Wirtschaft und Gesellschaft* mit A. M. Henderson und legt mit seiner Theoriegeschichte in systematischer Absicht, der zweibändigen Studie *The Structure of Social Action* (1937/1968), eine bis heute mustergültige Interpretation von Webers Ansatz vor. Andere soziologische Emigranten aus Deutschland beteiligten sich an dieser Herkulesaufgabe. Reinhard Bendix (1964) legte eine erste Werkbiographie vor, die weltweit großen Einfluss auf die Rezeption nehmen sollte. Guenther Roth und Claus Wittich (1968) lieferten die erste vollständige Übersetzung von *Wirtschaft und Gesellschaft*, während Hans Gerth und C. Wright Mills den Auswahlband *From Max Weber* (1984) zusammenstellten, mit dem bis zum heutigen Tag die Studierenden an amerikanischen Universitäten in das Werk von Weber eingeschult werden.

In Frankreich ist es vor allem Raymond Aron zu verdanken, dass Weber als einer der wichtigsten deutschen Soziologen bereits Ende der 1920er Jahre vor gestellt wird. Aron hatte die Zeit seines Studiums in Deutschland dazu genutzt, die wichtigsten Vertreter einer deutschen Soziologie wie Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber zu studieren. Sein kleines Büchlein wurde so einflussreich, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg auch in die deutsche Sprache (Aron 1953) übersetzt wurde. Max Weber figurierte auch prominent in Arons (1971) zweibändiger Theoriegeschichte *Hauptströmungen des soziologischen Denkens*. Da Aron aber als Gegenspieler von Jean-Paul Sartre als konservativer Sozialwissenschaftler in Frankreich galt, wurde diese Charakterisierung mit abträglichen Folgen für die Rezeption auch auf Max

Weber übertragen. Erst der junge Pierre Bourdieu, der seine Studien zur Kabylei mit Hilfe von Webers *Protestantismus-Studie* schrieb, sollte in Frankreich für ein neues Bild von Weber als kritischem Soziologen (vgl. Colliot-Thélène 2006) sorgen.

In Deutschland hingegen nahm die Rezeption von Max Weber erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtig Fahrt auf. Man kann ohne Übertreibung feststellen, dass Max Weber aus Amerika nach Deutschland reimportiert wurde. Vor allem im Gefolge des Soziologentages von 1964 in Heidelberg (Stammer 1965) anlässlich des hundertsten Geburtstags von Max Weber setzte eine intensive Diskussion ein, die seither nicht abgerissen ist. Mittlerweile hat diese intensive Interpretations- und Rezeptionstätigkeit zur Herausbildung eines *Max-Weber-Paradigmas* (vgl. Albert u. a. 2003) geführt. Wie hell der Stern von Max Weber am Himmel der Soziologie mittlerweile leuchtet, demonstriert die Wahl der International Sociological Association im Jahre 1998, denn unter den zehn wichtigsten Büchern des 20. Jahrhunderts rangieren zwei Studien von Max Weber: *Die protestantische Ethik und Wirtschaft und Gesellschaft*.

Dennoch sollte Karl Jaspers am Ende mit seiner Einschätzung Recht behalten. Auch jetzt, wo das Werk Max Webers durch die Gesamtausgabe mustergültig erschlossen wird, entpuppt es sich als großes „Fragment“. Tatsächlich ist sein Œuvre ein riesengroßer Torso, wie die Max Weber-Gesamtausgabe (MWG) zum ersten Mal in anschaulicher Weise deutlich macht. Angesichts seiner Komplexität und Vielgestaltigkeit kann man sein Werk genealogisch (Schluchter 1980; 1988a; 2006) oder systematisch (Kaesler 1995) angehen. Das vorliegende Handbuch verfolgt insgesamt eine systematische Logik, die das Œuvre in sechs Werke und Werkgruppen in Anlehnung an die MWG zerlegt:

1. Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Antike und Mittelalter;
2. Studien zur Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas;
3. Wissenschaftslehre;
4. Religionssoziologische Werke;
5. Wirtschaft und Gesellschaft;
6. Weitere Schriften (die Musiksoziologie und die Briefe).

Diese Einleitung sucht deshalb eine Werkgenealogie in systematischer Absicht vorzulegen, um sowohl den einzelnen Phasen im Werk Rechnung zu tragen, wie auch deren systematischen Ertrag für das Gesamtwerk Webers deutlich zu machen. Wir haben

dabei eine bewusst asymmetrische und teilweise selektive Darstellungsweise gewählt und die Partien stärker hervorgehoben, die wenig bekannt sind. So gerät etwa die *Protestantische Ethik* recht knapp, weil berühmt, während die *Agrarverhältnisse im Altertum* – sonst nur den Fachgelehrten geläufig – hier ausführlich geschildert wird, enthält sie doch schon früh eine „Soziologie“ der antiken Gesellschaft.

Man kann Max Webers Werk in drei große Phasen (Schluchter 1980; 2006) einteilen, wenn man anerkennt, dass es Überschneidungen gibt und Weber seine Texte Jahre später zwecks Publikation grundlegend überarbeitet hat. Das gilt zum Beispiel für seinen Beitrag zum *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* über die *Agrarverhältnisse im Altertum*: In der ersten Auflage von 1897 umfasst er 18, in der zweiten Auflage von 1898 bereits 28 Seiten, um in der dritten Auflage von 1908 auf den Umfang von 136 Seiten anzuswellen, was einer Buchlänge von 300 Seiten entspricht. Da dieser buchlange Artikel Webers Überlegungen zur Wirtschafts-, Politik- und Sozialwelt der Antike beschließt, gehört er sachlich in die erste Phase seines Schaffens, obgleich er bereits auf die Sozialökonomie des Kapitalismus der zweiten Phase verweist.

Die erste Phase erstreckt sich von 1889 bis 1898; die zweite Phase beginnt 1904 und reicht bis zum Jahr 1910; die dritte Phase umfasst die Jahre zwischen 1910 und 1920.

Die erste Phase (1889–1898)

Max Webers erste Schaffensphase scheint auf den ersten Blick noch nicht recht erkennen zu lassen, dass hier das größte Werk der klassischen Soziologie entstehen sollte. Vielmehr fallen in diese Periode seine Qualifikationsarbeiten einerseits, seine ersten eigenständigen Publikationen andererseits. Doch dieser Schein trügt. Denn schon hier lässt sich thematisch Webers Interesse erkennen, das auch seine künftige Arbeit anleiten sollte. Ihn interessieren Formen der Agrarwirtschaft, ja des Agrarkapitalismus in Geschichte und Gegenwart. Von dieser Problematik, die er vergleichend in Antike, Mittelalter und Neuzeit analysiert, hofft er, Erkenntnisgewinne zu ziehen für die Agrarprobleme des Kaiserreiches. Marianne Weber, die seine Arbeiten bereits im Jahr 1924 als *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* herausgibt, bemerkt in ihrem Vorwort zu Recht: »Agrargeschichtliche und agrarpolitische Probleme beschäftigten Weber während seiner ganzen ersten Produktionsphase« (GASW, Vorwort, III).

Dissertation und Habilitation

Bereits seine Dissertation *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* (1889) ist im strengen Sinne keine rein juristische Arbeit, sondern behandelt rechtliche, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge mit Blick auf die Entstehung des Kapitalismus. Weber fragt nach der historischen Entstehung dieser Wirtschafts- und Betriebsform, indem er die Trennung von Familien- und Betriebsvermögen untersucht und zugleich prüft, ob mehr Elemente aus dem römischen oder germanischen Recht in diesem Prozess entscheidend sind.

Seine Habilitationsschrift knüpft an die Forschung von August Meitzen an und behandelt *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* (1891). Anhand des umkämpften *ager publicus*, also des Landes in Gemeinbesitz, sucht Weber den Wandel vom ursprünglichen Gemein- zum Privateigentum nachzuzeichnen. Hier wie schon in der Dissertation geht es ihm um den Zusammenhang von Wirtschaft und Recht, dem römischen Agrarkapitalismus und dem Institut des Privateigentums, wobei er auch die sozialen Aspekte, wie die problematische Lage der Bauern, nicht außer Acht lässt.

Kultur und Gesellschaft der Antike

Seine Studie über *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896) unternimmt den kühnen Versuch, den Untergang Roms, »jene Kulturdämmerung in der antiken Welt«, als »die innere Selbstauflösung einer alten Kultur« (GASW, 290f.) zu rekonstruieren. Er weist alle typischen Dekadenzargumente (Luxus, Despotismus, Emanzipation der Frau, Barbareneinfälle etc.) zurück und behauptet stattdessen, dass es gerade die »Befriedung des antiken Kulturkreises« (ebd., 299) durch die Beendigung der römischen Expansionskriege gewesen ist, welche den Strom von Sklaven als billige Arbeitskräfte im Römischen Reich versiegen ließ. Und auch hier berücksichtigt Weber die gesellschaftlichen Faktoren der spätromischen Sozialstruktur:

»Die ständische Gliederung hatte an Stelle des alten einfachen Gegensatzes von Freien und Unfreien begonnen. Eine in ihren einzelnen Stadien fast unmerkliche Entwicklung führte dazu, weil die ökonomischen Verhältnisse dahin drängten. Die Entwicklung der *feudalen Gesellschaft* lag in der Luft schon des spätromischen Reiches« (ebd., 303).

Vollends als Experten für die sozialökonomischen Verhältnisse der Antike zeigt ihn sein Artikel *Agrar-*

verhältnisse im Altertum für das *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, den er mit jeder Auflage kräftig auf Buchlänge (ebd., 1–288) erweiterte. In seiner Einleitung entwickelte Weber in Grundzügen eine ökonomische Theorie der antiken Staatenwelt, die neben dem regionalen Vergleich Okzident – Orient den historischen Vergleich zwischen Antike und Mittelalter heranzieht und die Begrifflichkeit (Kapitalismus, Feudalismus usf.) testet. Seine Problemstellung ausweitet zu einer »Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums« (ebd., 1, Fn 1), analysiert er das Verhältnis zwischen Wirtschafts-, Arbeits-, Militär- und Staatsverfassung sowie der Sozialstruktur, welche die Agrarverhältnisse hervorbringen. Im Vergleich zu ostasiatischen Kulturvölkern geht im Okzident das Sesshaftwerden mit dem Wechsel von Viehzucht zu Ackerbau, der Entstehung von primitiven Flurgemeinschaften (Mark, Allmende) und eines starken »Individualismus« des Herdenbesitzes« (ebd., 2) einher. Was den Vergleich von Antike und Mittelalter anbetrifft, so unterscheidet sich der antike Stadtfeudalismus deutlich vom mittelalterlich-ländlichen Feudalismus. Trotz markanter Unterschiede plädiert Weber für die Verwendung der Kategorie »Feudalismus«, denn er fragt sich,

»warum nicht *alle* jene soziale Institutionen, welchen die Herausdifferenzierung einer für den Krieg oder den Königsdienst lebenden Herrenschicht und ihre Sustentation durch privilegierten Landbesitz, Renten oder Fronden der abhängigen waffenlosen Bevölkerung zugrunde liegt, in den Begriff einbezogen werden sollten, die Amtslehen in Aegypten und Babylon ebenso gut wie die spartanische Verfassung« (ebd., 3).

Wenn man indes für eine weite Begriffsverwendung plädiert, dann muss man neben den Gemeinsamkeiten stets auch die genauen Unterschiede in den Formen des Feudalismus herausarbeiten. Denn:

»Es wäre nichts gefährlicher, als sich die Verhältnisse der Antike »modern« vorzustellen: wer dies tut, der unterschätzt, wie dies oft genug geschieht, die Differenziertheit der Gebilde, welche auch bei uns schon das Mittelalter – aber eben in *seiner* Art – auf dem Gebiet des Kapitalrechts hervorgebracht hatte, und welche *dennoch* an dem Abstand seiner Wirtschaftsverfassung von der unsrigen nichts ändern« (ebd., 10).

Wie steht es mit dem Kapitalismus: »kennt das Altertum (in einem kulturhistorisch relevanten Maß) kapitalistische Wirtschaft?« (ebd., 12). Das ist natürlich eine Frage der Definition.

»Wenn man [...] den Begriff der »kapitalistischen Wirtschaft« nicht unmotivierterweise auf eine bestimmte Kapitalverwertungsart: die Ausnutzung fremder Arbeit

durch Vertrag mit dem ›freien‹ Arbeiter, beschränkt – also *soziale* Merkmale hineinträgt –, sondern ihn, als rein ökonomischen Inhalts, überall da gelten lässt, wo Besitzobjekte, die Gegenstand des *Verkehrs* sind, von Privaten zum Zweck verkehrswirtschaftlichen *Erwerbes* benutzt werden, – dann steht nichts fester als ein recht weitgehend ›kapitalistisches‹ Gepräge ganzer – und gerade der ›größten‹ – Epochen der antiken Geschichte« (ebd., 15 f.).

Freilich variieren die Erfolgsschancen des antiken Kapitalismus mit dem Ausmaß der Edelmetallvorräte, der ökonomischen Eigenart kapitalistisch genutzten Sklavenbesitzes und dem politischen Schicksal der Länder. Letztlich stieß sich dieser politische Kapitalismus an mächtigen

»Hemmnisse[n]: 1. an der *politischen* Eigenart der antiken Gemeinwesen [...], 2. an der [...] ökonomischen Eigenart der Antike, nämlich [...] an den Schranken der *Markt*produktion infolge der verkehrstechnisch gegebenen Grenzen der (ökonomischen) Transportfähigkeit der Güter von und in das Binnenland, – an der, in der *Sache* liegenden, ökonomisch bedingten Labilität des Kapitalbestandes und der Kapitalbildung, – an der technischen Schranke der Ausnutzbarkeit von Sklavenarbeit im Großbetrieb, – endlich auch an den Schranken der ›Rechenhaftigkeit‹, welche in ersten Linie gegeben sind durch die Unmöglichkeit strengen Kalkuls bei Verwendung von Sklavenarbeit« (ebd., 31 f.).

Zu diesen mannigfaltigen Schranken kommt noch das fehlende Arbeitsethos hinzu, dessen puritanisch-asketische Ausprägung Weber für den Aufstieg des modernen Kapitalismus u. a. verantwortlich machen wird:

»Andererseits fehlte jede ethische Verklärung der Erwerbsarbeit, zu der sich nur im Kynismus und in dem hellenistisch-orientalischen Kleinbürgertum leise Ansätze finden. Die Stütze, welche die Rationalisierung und Oekonomisierung des Lebens an der wesentlich religiös motivierten ›Berufsethik‹ der beginnenden Neuzeit fand, mangelte dem antiken ›Wirtschaftsmenschen‹« (ebd., 33).

Es braucht nicht zu verwundern, dass Ansätze zu Kapitalismus in der Antike gleich wieder im Keim erstickt werden, denn Staat und Politik, Militär und Krieg schlagen die Wirtschaft allemal.

»Die, für die Masse der Untertanen, so wohlätige *Ordnung* der Monarchie war eben der Tod der kapitalistischen Entwicklung und alles dessen, was auf ihr ruhte. Die Sklaverei als Trägerin kapitalistischen *Erwerbes* tritt dann weit zurück, die Neubildung privater mobiler Kapitalvermögen erlischt, da der Stimulus der Verwertungschancen *unter* das, bei der Konstitution des antiken Kapitals, unerlässliche Minimum sinkt, reglementierte und verwaltungsrechtlich gebundene, aber der privatrechtlichen Form nach ›freie‹, Arbeit tritt in den Vor-

dergrund der ökonomischen Struktur. Wo überdies die Monarchie *theokratischen* Charakter annimmt, da kann sich auch der in solchen Fällen nie ausbleibende religiöse und staatsgesetzliche ›Schutz der Schwachen‹ – wie es im Orient der Fall war – zu einer ziemlich festen Schranke kapitalistischer Menschenverwertung entwickeln« (ebd., 31).

Auf der Basis dieser systematischen Vorüberlegungen folgen dann die materialen Teile, welche die Agrargeschichte Mesopotamiens, Ägyptens, Israels, Griechenlands und Roms ausführlich schildern. Im letzten Teil resümiert Weber seine Studie zur Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte der Antike:

»Durch den Schutz ihrer *Untertanen* einerseits, durch die *Befriedung* der Welt andererseits, setzte das Kaiserreich den Kapitalismus auf den Aussterbeet. Schrumpfen des Sklavenmarktes, Schwinden all jener Chancen, die der Kampf zwischen Polis und Polis bot, Schwinden der gewaltamen Monopolisierungen von Handelswegen durch die einzelnen Poleis, Verstopfung überhaupt der *privaten* Ausbeutung von Domänen und Untertanen, das bedeutete für den Kapitalismus des Altertums die Entziehung seines Nährbodens. Daß er vollends im diokletianischen Leiturgiestaat keinem archimedischen Punkt für die Verankerung seines Gewinnstrebens fand, ist selbstverständlich. Die bürokratische Ordnung tötete, wie jede politische Initiative der Untertanen, so auch die *ökonomische*, für welche ja die entsprechenden Chancen fehlten. Jeder Kapitalismus verwandelt ›Vermögen‹ der besitzenden Schichten in ›Kapital‹, – das Kaiserreich schaltete ›Kapital‹ aus und hielt sich, wie der ptolemäische Staat, an das ›Vermögen‹ der besitzenden Schichten. Mit ihrem *Besitz*, nicht mehr, wie in der antiken Polis, mit Speer und Panzer, hatten die besitzenden Klassen ihm jetzt, als Garanten seiner Einkünfte und Staatsbedürfnisse, zu dienen« (ebd., 276 f.).

Weber vergleicht am Ende das Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in Antike und Moderne: »[...] während im Altertum die Politik der Polis den ›Schrittmacher‹ für den Kapitalismus bilden mußte, ist *heute* der Kapitalismus Schrittmacher der *Bürokratisierung der Wirtschaft*« (ebd., 276 f.).

Anhand dieser ausführlichen Schilderung wird deutlich, dass Weber nicht nur ein ausgewiesener Kenner der Antike war, sondern dass die *Agrarverhältnisse im Altertum* eine regelrechte *Soziologie* der antiken Gesellschaft darstellen. Ansatz und Analysen sind so bahnbrechend, dass sie auch heute noch die historiographische Forschung inspirieren (vgl. Meier 1988). Ferner offenbart sich bereits in diesen Frühschriften die Eigenart seines Denkens, was Themen, Methoden und Analysetechnik anbetrifft. Weber hat hier schon die *Themen* gefunden, die ihn weiterhin beschäftigen werden: Kapitalismus und Bürokratie, Staat und Militär sowie die Einbettung der Wirtschaft. Auch seine *Methode*, die er me-

thodologisch erst in seiner *Wissenschaftslehre* explizit ausarbeiten wird, ist im Kern bereits am Werk: Die Verwendung allgemeiner Begriffe wie Kapitalismus oder Feudalismus zur Anleitung der Analyse bei gleichzeitigem Augenmerk auf den »differenzierteren Gebilden« sowie den »*Verschiebungen*«, »die, trotz aller Parallelen, hervortreten, und die Gleichartigkeiten nur benutzen, um die *Eigenart* jedes von beiden Entwicklungskreisen gegenüber dem anderen zu ermitteln« (ebd., 257). Allgemeine Begriffe und die Herausarbeitung der »*Eigenart*« eines Phänomens – diese Methodik wird Weber später mit Hilfe seiner »*Idealtypen*« als »historisches Individuum« bezeichnen. Schließlich unterstreichen diese Studien auch seine Analysetechnik. Weber interessiert sich nicht primär für Ereignisgeschichte, sondern für Struktur- oder besser Gesellschaftsgeschichte. Sein Augenmerk ist auf das Studium von Institutionen, ihre Entstehung und Wirkungsweise gerichtet, und zugleich sucht er ihre wechselseitige Verschlingung zu einer institutionellen Konstellation und Konfiguration herauszuarbeiten. Zudem weist diese Studie voraus auf seine Überlegungen über *Die Stadt* (1921) und seine *Wirtschaftsgeschichte* (1923).

Gerade in der Soziologie wird der »frühe« Weber gern beiseite gelassen mit dem Hinweis, dass die eigentliche Webersche Soziologie erst nach seiner Krankheit und mithin zu Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. Tenbruck 1988) einsetzen würde. Das frühe Werk hingegen sei bloß historisch bzw. rechtsgeschichtlich orientiert und insofern soziologisch unergiebig. Diese Auffassung hält einer näheren Prüfung indes nicht stand. Im Gegenteil: Auch der junge Weber ist schon ganz bei sich und verfolgt zielstrebig seine problemorientierten institutionellen Analysen mit einer klar geschnittenen und wohlumgrenzten Fragestellung. Was uns den Stoff heute so fremd macht, ist der Gegenstand, die antike Gesellschaft, und der Problemfokus, agrarwirtschaftliche und agrarpolitische Probleme. Wem das so fremd erscheint, der vergisst leicht, dass fast der gesamte Zeitraum der dokumentierten Menschheitsgeschichte (Christian 2004; Lenski 1973; Mann 1986) durch agrarisch geprägte Gesellschaften beherrscht wurde. Struktur-, Herrschafts- und Ungleichheitsprobleme dieser Formationen waren Agrarprobleme: Wer besitzt welchen Boden, wie und warum und wer kann seine Erträge wie zur Herrschaftsausübung nutzen? Es kommt aber noch ein markanter Unterschied in den Bildungswelten hinzu zwischen Webers und unserer Zeit. Dem wil-

helminischen Bildungsbürgertum war dank humanistischer Bildung die Antike in ganz anderer Weise präsent als heutigen Sozialwissenschaftlern. Die Folie für Vergleiche von Vergangenheit und Gegenwart waren nicht Mittelalter und Neuzeit, sondern Antike und Moderne. Man konnte von den Agrarproblemen im alten Rom zu denjenigen des deutschen Ostens übergehen, um die Parallelen zu notieren, ohne freilich die tiefer liegenden Unterschiede zu übersehen.

Die Landarbeiterstudie

Bereits im Jahr 1888 war Max Weber dem Verein für Socialpolitik beigetreten. Dieser Kreis von wirtschafts- und sozialgeschichtlich arbeitenden Ökonomen, die allesamt der älteren historischen Schule der Nationalökonomie angehörten, strengten Studien zu sozialen Fragen an und wollten auf solider wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Basis Staat und Regierung in Fragen der Sozialpolitik beraten und Vorschläge für politische Reformen unterbreiten. Unter der Federführung von Gustav Schmoller und Adolph Wagner wurden empirische Untersuchungen zur sozialen Lage von Berufsgruppen durchgeführt, vor allem natürlich der Arbeiter, um Antworten auf die drückende »soziale Frage« zu geben. Diese wissenschaftliche *und* praktisch-politische Ausrichtung trug der Gruppierung um Schmoller und Wagner recht bald den Spitznamen »Kathedersozialisten« ein, da sie vom Katheder ihrer Universitäten herab einem breiteren Publikum Reformideen schmackhaft zu machen versuchten.

Im Jahr 1890 regte der Verein für Socialpolitik eine Studie über die Landarbeiter an. In dieser Enquête über »Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland« war es Max Weber, der die empirische Analyse zur Situation der Landarbeiter in Ostdeutschland – unter Einschluss von Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg und Lauenburg – durchführte. 1892 stellt Weber seine Ergebnisse in einer 891-seitigen Studie vor. Mit Blick auf die Sozialstruktur der Landwirtschaft vertrat er die These, dass sich die Bevölkerungsschichtung Ostdeutschlands in einem Prozess massiver Umstrukturierung befindet. Bevor er die empirischen Resultate im Einzelnen vorstellt, analysiert er die Arbeitsverfassung und das Gefüge der verschiedenen sozialen Positionen in der ostdeutschen Landwirtschaft.

Das notorische Grundproblem landwirtschaftlicher Produktionsweise bestehe in den Variationen